

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 11

Artikel: Im Nebel
Autor: Litten, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

allem in den großen, weichen Linien des weiten Horizontes, in den satten warmen Farbentönen, in dem stillen Zauber traulichen Friedens, der über sie ausgegossen ist. Nichts aber läßt uns die Poesie, das ahnungsvoll Sehnsüchtige und zugleich idyllisch Heimliche unserer Landschaft besser empfinden, als ein Frühlingsabend am lieblichen, nahe bei Herzogenbuchsee gelegenen Burgsee. Lassen wir dabei jedes archäologische, historische und botanische Interesse, denken wir weder an die einstige Pfahlbauansiedelung, weder an die Burg, die dem See einst den Namen gegeben hat, noch an die reiche Ausbeute an seltenen Pflanzen, die das Burgseeufer bietet, sondern geben wir uns einzig dem reinen Genuß des

stimmungsvollen Landschaftsbildes hin: tiefblau hebt sich der Jura vom leuchtenden Abendhimmel ab, der das stille Wasser des kleinen Sees vor uns, die blühenden Ufer, das junge Buchengrün, das düstere Tannendunkel mit warmem Goldton überhaucht. Freundlich klingen die Glocken des katholischen Kirchleins von Aeschi an das bernische Ufer herüber, — Harmonie, Friede überall. Wer sollte dieses Idyll in seiner reinen, harmonischen Schönheit der stolzen Pracht des Hochgebirges hintansetzen können? Doch wir wollen überhaupt nicht vergleichen, wir wollen uns vielmehr freuen, daß unser Vaterland so mannigfaltige Schönheiten in sich birgt.

Marie Krebs.

Im Nebel.

Novelle von R. Litten, Berlin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

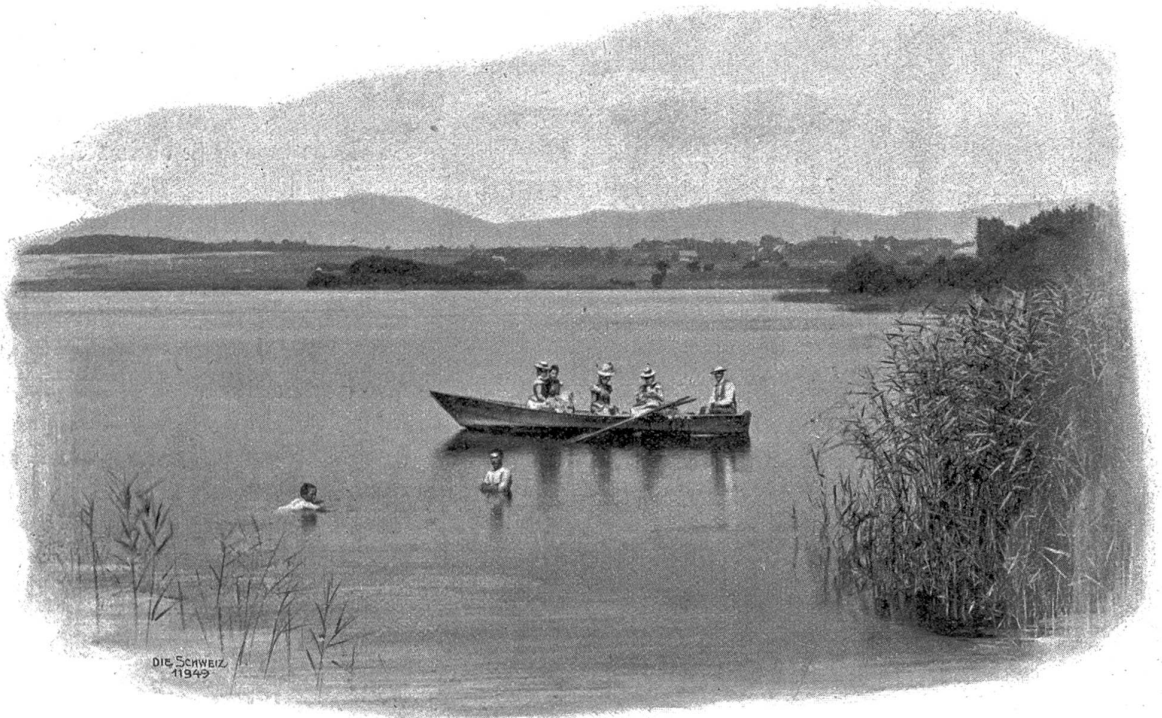
Waldpartie am Burgsee bei Herzogenbuchsee. Phot. Fr. Wiederrecht.

Endlich war sie allein! Sie hatte den Brief unter ihrer Serviette gefunden, als sie müde von mehrstündiger Wanderung in ihr derzeitiges Domicil, das Hotel Blümlialp, zurückgekehrt war. Müde vom Bergsteigen, müde von den Gedanken, die mit ihr gezogen, wohin sie auch ihre Schritte gelenkt. Thörichte, überflüssige Gedanken; Gedanken, die der Vergangenheit angehörten, angehören sollten.

Als sie an der table d'hôte Platz genommen, hatte ihr das weiße Couvert mit den wohlbekannten Schriftzügen entgegengeleuchtet, und unsägliche Mühe hatte es sie gekostet, es ruhig neben ihren Teller zu legen und die Serviette zu entfalten. Aber ihre Finger hatten dabei gezittert, und das Blut war ihr jäh zu Herzen gegangen. Sie hatte es wohl gefühlt, auch ohne das leise: „Wie blaß Sie sind, liebes Fräulein! Sie haben sich entschieden heute zu viel angestrengt!“ das ihr die alte Excellenz von Versen, die ihr an der langen Tafel gegenüber saß, zugerufen. Sie hatte der gütigen alten Dame dankbar zugewinkt; aber die Thränen waren ihr dabei heiß ins Auge geschossen. Und dann, sich ihrer Schwäche schämend, hatte sie sich aufge-
rafft, gespeist und dabei mit erglühenden Wangen geplaudert und gelacht, so daß der spitzbärtige Franzose, ihr galanter Nachbar, sie heute noch mehr wie sonst mit seinen tiefliegenden dunklen Augen verfolgte. Aber die Alpenrosen, die er

heute früh auf dem Niederhorn für mademoiselle, „parole d'honneur, seulement pour mademoiselle“ gepflückt, hatte sie doch vergessen, als der Nachtschiff erreicht war und sie nun endlich aufstehen durfte, ebenso den Dank für den kleinen Beowulf, einen Cavalier von zwölf Jahren, der ihr mit unzähligen tiefen Verbeugungen die Thür des Speisesaals aufriß. Sonst hatte sie der drollige kleine Mensch höchlichst amüsiert; heute achtete sie seiner nicht und flog wie geheßt die beiden Treppen hinauf in ihr Zimmer. Am offenen Fenster blieb sie stehen, schaute mit verlorenen Blicken auf die Schneehäupter der Bergriesen, die ihr, vom Mondlicht übergossen, entgegenschimmerten, und während

in den letzten zwei Wochen — nicht wahr, diese Spanne Zeit liegt zwischen unserer Trennung und dem heutigen Tage? — manchmal zur Feder greifen wollen, um dir, wie du mir freundlichst gestattet hast, einen Gruß zu senden; aber immer wieder drängte sich etwas Störendes zwischen Wille und That. Nur an meine liebe Alte daheim schrieb ich öfter. Aber das ist auch etwas Anderes. Das alte Frauchen sehnt sich nach meinen Krakelsfüßen; ja, ich glaube sogar, daß ihr solch ein Brief ihres großen Jungen das wichtigste Dokument auf Erden ist. Und solches Bewußtsein kann auch dem Schreibfaulsten Menschen die Feder in die Hand drücken. Dir, der Röhlen, Verstäbigen, deren Kopf so glänzende Siege über das Herz



Der Burgsee bei Herzogenbuchsee. Phot. Fr. Wiederrecht. Aug. 1899.

es wie ein Ruck durch ihren Körper ging, erbrach sie den Brief, den sie bisher unbewußt fest gegen ihre wogende Brust gedrückt hatte. Mit bebenden Lippen begann sie halblaut: „Liebe Elisabeth!“ Sie stockte; ein schluchzender Laut rang sich aus ihrer Kehle; aber, ihn gewaltsam unterdrückend, las sie mit starren Augen weiter:

„Wahrscheinlich hast du diesen Brief schon früher erwartet, und es wäre darum wohl geboten, wenn ich ihn mit einer Entschuldigung beginne. Oder verzichtest du darauf? Weißt du auch ohne langatmige Erklärungen, daß es ein schweres Ding ist, im frischen, fröhlichen Wanderleben, wie ich es jetzt führe, seine Gedanken zu konzentrieren und aufs Papier zu bringen? Man lebt eben der Stunde, für die Stunde. Ich habe

zu verzeihen hat, gegenüber kommt ja dergleichen sentimentales Zeug nicht in Betracht. Wir wissen, daß wir gute Freunde sind und bleiben werden, und das genügt uns beiden, nicht wahr? Auch ohne daß wir es uns gar zu oft schwarz auf weiß sagen. — Du siehst, liebe Elisabeth, ich habe begriffen, und ich hoffe, du bist nun zufrieden mit mir. Verzeih auch, bitte, diese Hindeutung auf einen entschwundenen Traum, es soll die letzte sein. Du hattest Recht, mir zu dieser Reise zu raten. Ich sehe viel, was meine Maleraugen entzückt, skizziere fleißig, habe auf meinen Streifereien schon manchen lustigen Gesellen, manch reizendes Exemplar des generis feminini kennen gelernt und — sehe nach und nach ein, daß ich mich dir gegenüber wie ein Tollkopf und wie ein richtiger dummer Junge benahm. Aber, liebe

Elisabeth, mein Kopf faßt nun einmal nicht ganz leicht; ich habe schon in der Schule nie zu den sogenannten Hoffnungsvollen gehört, und deine Erklärung kam etwas plötzlich. Wenn der acht Jahre lang Geliebte so unvorbereitet und so nahe am Ziel zum Freund degradiert wird, kann das schon verblüffen. Besonders solchen zähen Tölpel wie mich. Doch nun ist es überwunden und die schöne Gegenwart hilft mir freundlichst dabei. Ich lebe hier am schönen grünen Rhein sehr angenehm. Seit acht Tagen habe ich im alten St. Goar mein Standquartier, wohin ich immer wieder mit meinem Skizzenbuch zurückkehre. Eine lustige kleine Tafelrunde hat sich hier zusammengefunden, darunter eine lebenswürdige Berliner Familie, die mir sehr freundlich entgegenkommt. Die Leute kennen mein Bild von der

sonders sympathisch sein wird. Chacun à son goût! Ich liebe mehr das Warme, Liebliche, Fröhliche und fühle mich darum an meinem sagenumspunnenen Rhein-
strom sehr behaglich. Ich finde aber doch, der Dichter warnt nicht umsonst: „An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein“. Sein Herz muß man hier gut verwahren, sonst wird es einem unversehens von solch einer spitzbübischen kleinen Nixe gestohlen. — Verzeih, wenn ich heute ein wenig flüchtig schreibe. Fräulein Mia steht zehn Schritte von mir entfernt auf der Veranda und winkt ungeduldig mit dem Sonnenschirm. Wir wollen der Loreley einen Besuch abstatten. Maria hat ihr rotblondes Haar, das sie sonst in dicken Zöpfen à la Desregger um den Kopf geschlungen trägt, zu Ehren des Tages aufgelöst. Der goldige Mantel, der



Ein Sonntag am Burgsee. Phot. Fr. Weberrecht, Herzogenbuchsee.

letzten Ausstellung und behandeln mich ganz als Berühmtheit. Die Tochter, Fräulein Mia, ich vermute, daß sie Maria heißt, ein Name, der mir stets sehr schön erschienen, soll ich im Winter malen, und da die Kleine bezaubernde Augen hat, blau mit dunklen seidigen Wimpern, und reizende, taufrische Lippen, wie geschaffen zum Kosen und Küssen, ist mir der Auftrag verlockend genug.

Und nun zu dir, liebe Elisabeth. Wie geht es dir? Was treibst, sinnst und denkst du? Wie gefällt dir dein jetziger Aufenthalt? Wie ich von meinen früheren Streifereien in der Schweiz weiß — du erinnerst dich vielleicht, daß ich vor vier Jahren dort war, damals, als ich das erste Mal nach Italien ging — bist du in St. Beatenberg der Jungfrau ziemlich nahe und denke ich mir, daß diese hohe eisumpanzerte Dame dir be-

tief auf das weiße Kleid fällt, die flimmernden Böckchen, die das zarte Gesicht umbauschen, geben mir soeben eine Idee. Vielleicht male ich die Kleine als Loreley und ver helfe dadurch meiner noch in den Windeln liegenden Berühmtheit zu schnellem Wachstum.

Du siehst, Elisabeth, ich bin ein gelehriger Schüler und fange an zu begreifen, wie recht du hast, wenn du meinst: Schönheit und Jugend — vor allem Jugend! — im Weibe, in seinem Weibe, verkörpert gebrauche der Maler, wenn er nicht auf der untersten Sprosse der Ruhmesleiter straucheln soll.

Mias kleines Füßchen stampft ungeduldig den Boden. Ich komme, holde Loreley!

Ein Lebewohl dir, liebe Elisabeth, von deinem Freunde Heinrich Kramer."

Die bleichen Lippen, die den Brief zu Ende gelesen,

verstumten. Elisabeth hob die Augen und ließ sie mit irrem Ausdruck durch das Zimmer gleiten.

„Ist es denn möglich?“ murmelte sie dabei, — „ist denn das möglich?“

Es war dunkel geworden; sie zündete die Lampe an und las das Schreiben nochmals, Wort für Wort. Eine Zeile, die mit Bleistift an der letzten Querseite des Bogens geschrieben war, hatte sie übersehen. Mit gierigen Augen schaute sie darauf nieder. Vielleicht, daß doch ein warmer Ton —. Aber die paar Worte waren nicht zu entziffern, der Gummi war verweisend darüber gefahren. Auch die schwache Hoffnung war zu nichte; er hatte sie aufgegeben, grausam, lächelnd aufgegeben.

„Elisabeth!“ sagte das bleiche Mädchen mit heiserer Stimme, und dann: „Dein Freund Heinrich.“ Sie trat ans Fenster und drückte die Stirn gegen die erhobenen Hände, die das Fensterkreuz umklammerten. „Eisel“, hatte er sie bisher genannt und seinen Schatz, sein Lieb, sein Ein und Alles. Und ihr Heinz war er gewesen, ihres Herzens Abgott, ihres Lebens Inhalt. Wie sie sich geliebt hatten die langen, langen Jahre hindurch; wie sie Schulter an Schulter gestritten gegen den grausamen Feind, die Armut, die sie trennen wollte. Aber nie war ihnen der Mut erlahmt; nie hatte eins von ihnen je daran gedacht, die Waffen zu strecken. Sie waren ja trotz alledem so glücklich in ihrer Zusammengehörigkeit: sie, die arme Offizierswaise, die von den Launen der Herrin, der schrullenhaften, geizigen alten Gräfin Rammingen abhing, und er, der nicht minder arme Kunstjünger, der Einzige einer verwitweten Pfarrfrau im schlesischen Landstädtchen. Sie liebten sich und waren reich in ihrer Liebe, und einmal mußte ja der Tag kommen, wo auch ihnen die Glückssonne schien. Und sie schien, freilich erst nach acht langen Jahren, aber dann um so heller, blendender. Heinz hatte den Bruder der alten Gräfin, einen der bekanntesten Staatsmänner Deutschlands, der gütig genug gewesen, die darauf bezügliche Bitte, welche die treue Gesellschafterin seiner Schwester an ihn gerichtet, zu gewähren, gemalt und die große Berliner Kunstausstellung mit dem vortrefflich gelungenen Gemälde beschickt. Das hatte seinen Namen mit einem Schlage bekannt gemacht. Die Kritik rühmte einstimmig seine geniale Begabung; einige seiner Bilder, die sich seit Jahren beim Kunsthändler einer ungestörten Ruhe erfreuten, wurden plötzlich der Vergessenheit entrissen, prangten in den Auslagen und fanden Käufer; Bestellungen auf neue Gemälde liefen ein oder waren in Sicht. Kurz, Dame Fortuna holte nun, wie das so ihre Art ist, das Versäumte nach und gab jetzt mit vollen Händen. Auch die altersschwache Gräfin Rammingen schloß in dieser Zeit für immer die müden

Augen und es fand sich, daß sie „dem Fräulein Elisabeth Harden, die sie wie eine treue Tochter gepflegt,“ ein Kapital von 50,000 Fr. ausgesetzt hatte. Da war es nun, das Glück, das langersehnte. Aber es zeigte sich nur, und als man das lächelnde Phantom haschen wollte, entglitt es wieder — dieses Mal auf Nimmerwiedersehen. —

Elisabeth hob den Kopf und schaute mit brennenden Augen in die Ferne, hinüber zu den gewaltigen Bergen, deren Contouren sich nur noch schemenhaft vom Nachthimmel abhoben.

„Kühl und verständig nennt er mich, vergleicht mich spöttisch mit der Eisumpanzerten dort drüben, und mein Herz brennt mir wie Feuer in der Brust und möchte zerspringen vor Jammer und Weh. Und verständig? Wo es mich wie Wahnsinn bei dem Gedanken packt, daß er eine Andere liebt, eine Andere sein Weib werden könnte!“

Sie griff mit beiden Händen in ihr dunkles Haar. „Mia! Wie mich schon der Name erregt, der lächerliche kindische Name! Wie ich sie vor mir sehe, das Goldhaar gelöst, die kleinen Füße kokett unter dem weißen Kleide hervorlugend, mit roten fußbereiten Lippen ihm zulächelnd!“

Sie reckte drohend den Arm.

„Nein, nein, ich dulde es nicht! hörst du, Heinz, ich dulde es nicht!“

Laut hatte sie es in den schweigenden Abend hinausgerufen, nun, wie erschreckt vom Ton der eigenen Stimme, trat sie tiefer ins Zimmer zurück und wanderte ruhelos, bald leise sehnüchtige Worte murmelnd, bald leidenschaftliche Ausrufe hervorstoßend, darin umher. Vor dem Spiegel blieb sie endlich stehen und schaute prüfend hinein. Zwei große, dunkelflammende Augen schauten ihr aus feingeschnittenem Antlitz entgegen, schneeweiße Zähne schimmerten zwischen roten, schön geschwungenen Lippen, der biegsame, kaum die Mittelgröße erreichende Körper war von vollendeter Grazie. Es war das Bild eines jungen reizvollen Weibes, das der Spiegel zurückwarf, und Elisabeth lächelte ihm triumphierend zu: „Mein bist du Heinz, ich lasse dich nicht!“ Tiefaufatmend strich sie das schwere Haar aus der Stirn; da plötzlich zuckte ihre Hand, als hätte sie eine Schlange berührt. Ihr Blick wurde starr und haftete an ihrer linken Schläfe, wo ein paar weiße Härchen wie feine Silberfäden in dem dunklen Gelock schimmerten. Daß sie das vergessen konnte!

Sie schlug beide Hände vor ihr jäh erblaßtes Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Endlich ließ der Paroxysmus nach. Elisabeth setzte sich müde aufs Sofa und schloß die schmerzenden Augen, um nachzudenken.

(Fortsetzung folgt).



Heimkehr der Schnitter.

Gemälde von Konrad Grob.

Photogr. Hanfstaengl, München.

